Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 89 (2009)
Heft: 973

Buchbesprechung: Schweizer Autoren in Kurzkritik. Teil XX
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

18 Bücher, vorgestellt in der zwanzigsten Folge der «Schweizer Autoren in Kurzkritik». Fortsetzung folgt.

Schweizer Autoren in Kurzkritik XX

1 5–7–5–7–, es hört nimmer auf

«Nicht bei Trost» ist ein mutiger Titel, «Ein endlos Haiku» ein ziemlich einzigartiges lyrisches Langzeitprojekt, der Autor Franz Dodel ein in Bern lebender und arbeitender Schriftsteller und Fachreferent für Theologie und Religionswissenschaft an der Zentralbibliothek der Universität Bern. 1995 promovierte er in Theologie mit einer Arbeit über die Spiritualität der Wüstenväter, wissenschaftliche Publikationen folgten. Sein erstes literarisches Werk, «Mein Haus hat keine Wände», erschien 2001. Ein Jahr später dann begann Franz Dodel mit seinem Gedichtprojekt. Die Form des Haikus ist eine dreizeilige lyrische Miniatur mit dem Silbenmuster 5–7–5. Etwa: *«Der Sturm der aufzieht / wird gewöhnliches Wetter / wenn er mich antrifft.»*

Diese Kürzestgedichtform setzt Franz Dodel fort ohne Ende in Sicht. Es entsteht so seit 2002 ein Kettengedicht in 5–7–5–7-Form, und dieses Kettengedicht wächst täglich um ein Haiku. Das so sich ausbreitende Textgeflecht kann im Internet auf der Site des Autors www.franzdodel.ch mitverfolgt werden. Aktueller Stand vom 11.11.2009: 15'783 Verszeilen. Hilfreich für den Rezensenten sind die zahlreichen Informationen über den Text im Text. Etwa: *«Das Durcheinander / das dieser Text vergeblich / zu ordnen versucht / ist ein Modell konstruiert / aus der Wirklichkeit also / ein Ritual fast / eine Religion die / beim Verstehen hilft.»*

Die ersten 6'000 Zeilen des Gedichts sind 2004 in Buchform erschienen, drei Bände unter dem Titel «Nicht bei Trost» – «a never-ending Haiku» in der Edition Haus am Gern. Dodel erhielt dafür 2004 eine Auszeichnung, die die schönsten Bücher der Schweiz prämiiert. Die Zeilen 6'001 bis 12'000 erschienen 2008 in der Edition Korrespondenzen in Wien und wurden mit dem österreichischen Staatspreis für die schönsten Bücher Österreichs ausgezeichnet. Und das zu Recht. Man nimmt dieses wunderschöne Buch gerne in die Hand und lässt sich von den Versen fesseln und mitziehen. *«mein Blick tastet nach vorne / doch was mich mitnimmt / packt mich immer von hinten / deshalb: dieser Text»* (S. 159).

Auf der rechten Seite ist der fortlaufende Text abgedruckt, links die Kommentare, Erläuterungen, Anspielungen, Quellenangaben, manchmal Skizzen und Zeichnungen. Links also ein eigener, nicht minder interessanter Text. Da erfährt man einiges über die Lesegewohnheiten des Autors, Marcel Proust begegnet einem regelmässig, aber auch Daniil Charms, Giacomo Leopardi, Adalbert Stifter, oder auch einmal ein Zitat aus der NZZ. Daneben viele Verweise auf Philosophen und Künstler aus vergangenen Jahrhunderten. Diese Leseangebote auf der linken Seite sind ein Mehrwert, kein Muss; das ist äusserst angenehm, und das sieht wohl auch der Autor so. Er bekennt: *«ich liebe Texte / die keinen Druck ausüben / auf mein Verstehen / deren Stimmung nahezu / Gleichgültigkeit ist.»*

Traditionell beschreibt ein Haiku bildhaft einen Gegenstand aus der Natur. Doch traditionell lässt diese Form auch Abweichungen zu, und so wird bei Franz Dodel daraus ein philosophisches Endlos-Haiku, eine Suche des Poetischen Ichs ohne Ziel. *«ich schreibe diesen Text als / ob ich jemandem / die Füsse pflegte: ohne / zu fragen wohin».*

«Nicht bei Trost» ist ein Sich-Treiben, das in den Bann zieht. Man wird – wo auch immer man einsteigt – sanft umgarnt von den Silbenbanden und kann nach einiger Zeit nicht umhin, selbst ins 5–7–5–7 Denk-, Kontemplations- und Dichtschema zu fallen. Ein sanfter Fall, der ungeahnte Türen öffnet. *«Wörter sind nichts als Anlass / für ihresgleichen / Stille vielleicht dazwischen / sie bilden Grenzen / Konturen die das Denken / abdriften lassen».*

vorgestellt von Markus Köhle, Wien

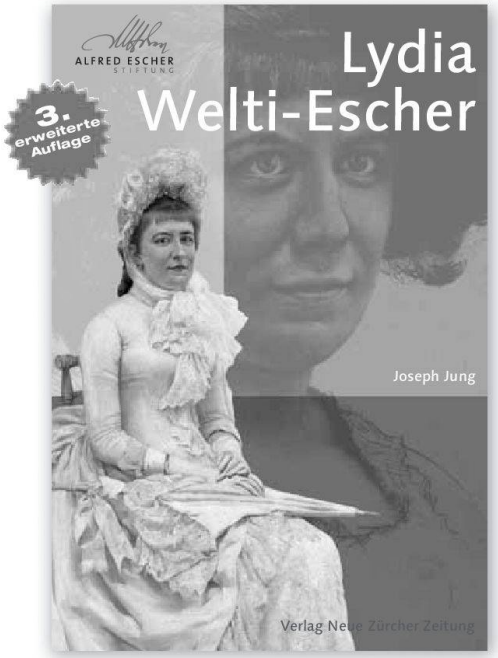
Franz Dodel: «Nicht bei Trost. Ein endlos Haiku». Wien: Edition Korrespondenzen, 2008

2 / 3 Anything goes – together: Feyerabend & Paracelcus

Paul Feyerabend: «Naturphilosophie», hrsg. v. Helmut Heit & Eric Oberheim. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2009

Berechtigt allein der Zufall zeitlich benachbarter Neuerscheinungen dazu, scheinbar weit voneinander Entferntes in einer Besprechung vergleichend zu betrachten – Paul Feyerabend und Paracelsus zum Beispiel? Oder verdankt sich derlei gar nur einer Grille des Rezensenten? *Anything goes*: ganz im Sinne jenes Slogans des 1994 verstorbenen anarchistischen Wissenschaftsphilosophen aus Wien, der nach langen amerikanischen Jahren zuletzt auch an der ETH Zürich unterrichtete? Bei seiner aus dem Nachlass nun erstmals publizierten «Naturphilosophie» handelt es sich um einen Text aus den frühen siebziger Jahren. Nimmt man den solcherart vorliegenden ersten Band dieses ambitionierten Projekts zur Hand, das also just an der Schwelle zu Feyerabends Kritik der Regularien als einer vermeintlich alleinzulässigen Beschreibung der Welt entstand, mit der er berühmt wurde, so stösst man nur im beigegebenen *«Short Range Plan»*, einer Fortsetzung, unter dem Stichwort des «intuitiven Empirismus», auf den Namen des medizinischen Universalgelehrten aus der Innerschweiz. Einen zentralen Baustein aus dessen riesigem Gesamtwerk – das wir übrigens auch fast 470 Jahre nach seinem Tod längst noch nicht vollständig kennen – hat Gunhild Pörksen mit ihrer Übertragung neu erschlossen. Tatsächlich reichen die verborgenen Berührungspunkte tiefer zwischen den zwei eigensinnigen Köpfen, dem Humanisten aus der Reformationszeit hier und dem Vertreter der Postmoderne dort. Wenn man ihre Lektüre überblendet, gerät man unversehens in ein faszinierendes Gespräch über die Jahrhunderte hinweg, um schliesslich bei gegenwartsdiagnostischen Überlegungen zu landen.

Beiden geht es um Verteidigung von Wissenskonzepten jenseits eines Dogmatismus der Vernunft. Feyerabend greift hierfür weit zurück. Er setzt bei der Betrachtung der steinzeitlichen Kunst an und widmet sich ausführlich dem «Aggregatuniversum» Homers, um seine Polemik gegen die mit dem Aufstieg des okzidentalen Rationalismus bei den Griechen sich vollziehende Trennung des Menschen von der Natur zu unterfüttern. Parmenides macht er als wirkmächtigen Übeltäter aus, der mit der Entwicklung abstrakt-begrifflicher Ordnungsansprüche und Gesetzmässigkeiten jene anschauliche, dynamische Wirklichkeit unterminiert habe, als deren Teil der Mensch sich noch ganz selbstverständlich, ohne Fremdheitsirritationen, hatte finden können. Die frühe Etablierung des abendländischen Wissenschaftsideals aber markiert den Beginn eines Weges, den das Denken wohl zurücklegen müsse, *«einer langen Kette*



Gesperrte Akten geöffnet: Lydias Geschichte wurde neu geschrieben

Im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern liegt die sagenumwobene Schachtel 11, angeschrieben mit «Angelegenheit Lydia Welti-Escher» und versehen mit dem Vermerk «gesperrt». Nicht einmal über Art und Umfang der Dokumente wurde Auskunft gegeben. Aufgrund der ersten Publikation über Lydia Welti-Escher, die von Joseph Jung vor gut einem Jahr herausgegeben wurde und die nach nur zwei Monaten bereits eine Nachauflage erlebte, wurde dem Autor nun der Zugang zu dieser ominösen Schachtel ermöglicht. Aufgrund dieser neuen Quellenlage verschiebt sich das Persönlichkeitsbild von Lydia Welti-Escher, die Quellen spiegeln die Trostlosigkeit und Einsamkeit ihrer letzten Wochen und Tage mit aller Härte. Bundesrat Welti wird deutlich als der Drahtzieher hinter dem Skandal erkennbar. Die bisher gesperrten Quellen wurden komplett aufgearbeitet, der Umfang des Buches in der Neuausgabe 2009 stark erweitert.

Joseph Jung (Hrsg.)
Lydia Welti-Escher
3. erweiterte Auflage
576 Seiten, gebunden
zahlreiche Abbildungen
ISBN 978-3-03823-557-6
Fr. 58.–

Vom gleichen Autor:
Joseph Jung
Alfred Escher (1819–1882)
Aufstieg, Macht, Tragik
4. erweiterte Auflage
516 Seiten, gebunden
zahlreiche Abbildungen
ISBN 978-3-03823-522-4
Fr. 58.–

www.nzz-libro.ch

NZZ Libro
BUCHVERLAG NEUE ZÜRCHER ZEITUNG

von Irrtümern, bevor es sich der wirklichen Welt wieder nähert und die Züge in ihr wiedererkennt, die Schöpfungs- und Entwicklungsmythen einst so lebendig beschrieben haben». Macht man sich diese Kriterien zu eigen, dann kommt der Weltsicht des Paracelsus in dessen historischer Übergangszeit der Rang eines Vorklangs jener heterogene Zugänge vereinigenden *«neuen philosophisch-mythologischen Wissenschaft»* zu, *«die sich heute erst undeutlich am Horizont abzeichnet».* Diese gilt es für Feyerabend zu befördern: als Prozess, der Mensch und Natur wieder zusammenführen soll. In zwei unterschiedlichen Varianten haben wir somit das suggestive Plädoyer für einen Holismus vor uns, der als Unterströmung die westliche Naturaneignung begleitet – und der hat eine solche Kritik ja allemal nötig.

Die Summe seiner eigenen Naturphilosophie hat Paracelsus in den ersten Kapiteln der «Astronomia Magna» niedergelegt. Anders als Feyerabend geht er, mit dem Gedanken eines von Gott in sie hineingelegten Verweischarakters, dabei allerdings über die Natur hinaus, um diese selbst und die Stellung des Menschen in ihr erst richtig zu verstehen: *«Der Mensch»* nämlich *«erkennt aus der Schöpfung, die eine Beschreibung des Menschen ist, wie er gemacht worden ist»* – letztlich *«aus Himmel und Erde».* Grosse Astronomie ist demnach die Lehre von der Beziehung zwischen dem Makrokosmos und dem Mikrokosmos, der unablässigen Gegenwart des Geistes im Stoff.

Gerade aus der Kreuzung beider Lektüren lassen sich Bausteine zum Weiterdenken gewinnen. Zweifellos wäre ein solches Verfahren ganz im Sinne Feyerabends gewesen. Das Anliegen, den Gewissheitsstolz westlich exklusiven Verständnisses von Weltzugang produktiv zu erschüttern, begegnet einem jedenfalls schon in seinem als Fragment abgelegten naturphilosophischen Grossvorhaben. Damit aber ruft er zugleich den bleibenden Wert von weisheitlichen Denkformen in Erinnerung, wie sie etwa bei Paracelsus vorliegen. Entscheidend bleibt jedenfalls, sich in den für den Menschen gemässen Zusammenhängen zu begreifen.

vorgestellt von Hans-Rüdiger Schwab, Münster

Gunhild Pörsken (Hrsg.): «Paracelsus. Philosophie der Grossen und der Kleinen Welt». Basel: Schwabe, 2008

4 Ziegelsteindick über zwei Zürcher im 18. Jahrhundert…

«Was ist dichten anders, als sich in der Phantasie neue Begriffe und Vorstellungen formieren, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der würklichen Dinge, sondern in irgend einem andern möglichen Welt-Gebäude zu suchen sind. Ein jedes wohlerfundene Gedicht ist darum nicht anderst anzusehen als eine Historie aus einer anderen möglichen Welt.» Das stammt von Johann Jakob Bodmer (1698–1783) und steht in seiner 1740 veröffentlichten «Critischen Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen». Dieses Werk wird zitiert, sobald es um den für das 18. Jahrhundert zentralen, bisweilen sehr hitzig ausgefochtenen «Literaturstreit» zwischen den «Leipzigern» und den «Zürchern» geht. Der Zwist mag heute nur noch Germanisten interessieren, Bodmer aber bleibt eine hochinteressante Persönlichkeit, ebenso wie sein Freund und Mitstreiter Johann Jakob Breitinger (1701–1776). Dass man sie, weit über ihre Schriften gegen Gottsched und Konsorten hinaus, als Überväter des geistigen Zürich im 18. Jahrhundert und damit als Begründer einer neuen intellektuellen Metropole Europas bezeichnen darf, legt ein ziegelsteingrosser, brandaktueller und streckenweise sehr spannender Sammelband nahe, den ironischerweise zwei an der Universität Bern lehrende Expertinnen herausgegeben haben. Eine von ihnen, Barbara Mahlmann-Bauer, hat Bodmer und Breitinger übrigens einen lesenswerten Beitrag in der Zeitschrift «Der Deutschunterricht» (4/2009) gewidmet – deren Schwerpunktthema heisst – für eine deutsche Fachzeitschrift sensationell – «Zürich».

Die beiden Johann Jakobs, die von der Geschichtsschreibung und der geisteswissenschaftlichen Forschung bis vor kurzem arg vernachlässigt worden sind, haben es in sich. Das neue, aus einer Zürcher Tagung hervorgegangene Grundlagenwerk versucht, ihrem reichhaltigen Lebenswerk mit 32, auf sieben Abteilungen verteilten Aufsätzen und einem nützlichen Anhang gerecht zu werden und dabei mit alten Vorurteilen aufzuräumen. Die ersten fünf Studien, darunter ein grandioser Essay von Carsten Zelle, widmen sich der «Ästhetik und Poetik» der beiden Zürcher. Dann geht es um «Theologische Positionen», wobei das Collegium Carolinum eine wichtige Rolle spielt – wie denn überhaupt herauszustellen ist, dass die Verwurzlung Bodmers und Breitingers in ihrer Vaterstadt in diesem Buch gebührend berücksichtigt wird. Das gilt besonders für die dritte Abteilung, die die Überschrift «Bodmers Schauspiele und vaterländische Geschichte» trägt, aber auch für die

Anett Lütteken & Barbara Mahlmann-Bauer (Hg.): «Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung». Göttingen: Wallstein 2009

vierte, die «Zürcher Schüler und Zeitgenossen» vorstellt, unter ihnen Lavater, Hirzel, Klopstock und Wieland. Zwei äusserst aufschlussreiche Abhandlungen machen Teil V aus: Christoph Eggenberger beschäftigt sich mit Bodmers «Entdeckung» der «Manessischen Liederhandschrift», und Gesine Lenore Schiewer nimmt seine Sprachtheorie unter die Lupe – zu beiden Themen hätte man, kritisch sei's angemerkt, gerne noch mehr gelesen. Weitere fünf Studien drehen sich um die «Beziehungen zu den Künsten und zur Musik», und die Abteilung VII bildet Urs B. Leus hilfreiche Arbeit über Bodmers Privatbibliothek.

Natürlich ist das Ganze, wie schon die luzide Einleitung der beiden Herausgeberinnen Anett Lütteken und Barbara Mahlmann-Bauer deutlich macht, auf dem neuesten Stand der Forschung. Um Lesbarkeit hat man sich ebenfalls bemüht – sprachliche Verstiegenheiten sind selten. Fazit: ein dicker kulturwissenschaftlicher Wälzer, das schon. Aber quicklebendig und hochinteressant für alle, die sich für die Vergangenheit des intellektuellen Zürich und die Geistesgeschichte der Schweiz begeistern lassen.

vorgestellt von Klaus Hübner, München

5 …schlanker über einen Tessiner im 19. Jahrhundert…

Alberto Nessi: «Nächste Woche, vielleicht». Aus dem Italienischen von Maja Pflug. Zürich: Limmat, 2009

Historische Romane sind meist dickleibige Wälzer, die ein opulentes Geschichtspanorama vor dem Leser ausbreiten und nicht selten Quantität mit Qualität verwechseln. Dass es auch anders geht, zeigt Alberto Nessi mit seinem Roman «Nächste Woche, vielleicht». Auf knapp 170 Seiten entwirft das Buch ein vielschichtiges Porträt des 1840 im Tessin geborenen Sozialisten José Fontana, der mit sechzehn nach Lissabon auswanderte und später Mitbegründer der Sozialistischen Partei Portugals wurde. Nessi verknüpft Fontanas Lebensgeschichte eng mit den sozialen und politischen Bewegungen des späten 19. Jahrhunderts, setzt aber statt epischer Breite ganz auf die Kraft knapper, poetischer Bilder. Anhand eines fiktiven Tagebuchs lässt er den Protagonisten selbst von der düsteren, engen Welt der Kindheit im Mendrisiotto erzählen, von der bitteren Armut der Menschen, ihrem Aberglauben und ihrer Schicksalsergebenheit. Schon hier wird der Keim des sozialen Gewissens gelegt, das Fontana nach seiner Emigration Partei für die Sache der Arbeiter ergreifen und zum kämpferischen Sozialisten werden lässt. Angesteckt von der Aufbruchstimmung der Arbeiterbewegung, schreibt er Manifeste, organisiert Streiks und wendet sich an Karl Marx höchstpersönlich mit der Bitte um eine Solidaritätsadresse. Zugleich jedoch zeigt sich hinter dem kämpferischen Agitator ein zutiefst skeptischer Geist, der dem Wahlspruch des Weggefährten Eça de Queiroz, «Jeder Fuss möchte Flügel sein», seine eigene melancholische Sicht der Dinge entgegenhält: *«Wir sind wie die Ameisen, wir schleppen unsere Körnchen, um den Ameisenhaufen zu errichten, dann kommt ein Gewitter und treibt uns auseinander.»*

Die Geschichte scheint dem zweifelnden Revolutionär recht zu geben. Während die Genossen in Lissabon noch den Kampf der Arbeiter um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeiten vorantreiben, kommen aus Paris Nachrichten von der blutigen Niederschlagung der Kommune von 1871. *«Manchmal verzage ich und sage mir, dass es sich nicht lohnt zu kämpfen, weil das Böse in der Welt das Gute überwiegt»,* notiert Fontana in sein Tagebuch. Dennoch wird er nicht müde, gegen die bestehenden Verhältnisse anzukämpfen, weil man dem Unrecht nicht nachgeben dürfe und Solidarität auch eine Frage der menschlichen Würde sei. Das ist gewiss kein revolutionäres Weltverbesserungsprogramm. Aber es ist eine Lehre, die unmittelbar den Bogen zum Heute schlägt und nach dem Stellenwert von Solidarität und Menschenwürde in unserer Gesellschaft fragt. Nicht zufällig findet sich im Buch auch ein Hinweis auf das Gefängnis von Abu Ghraib samt einer Aufzählung der dort begangenen Misshandlungen. Alberto Nessis Roman auf ein nostalgisch gefärbtes Historiengemälde zu verengen, hiesse seine Absicht gründlich zu verkennen. «Nächste Woche, vielleicht» ist ein wichtiges, ein ganz und gar aktuelles Buch.

vorgestellt von Georg Deggerich, Krefeld

6 …ausgewogen über einen Berner im 20. Jahrhundert

Urs Bitterli: «Jean Rodolphe von Salis. Historiker in bewegter Zeit». Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2009

Nach dem Tod von J. R. von Salis war sich die offizielle Schweiz einig: er war ein «Schweizer von europäischem Rang», ein Monument. Diesem nähert sich der emeritierte Geschichtsprofessor Urs Bitterli in einer umfassenden Biographie. Er tut es mit der Nähe dessen, der den Portraitierten schon in der Kindheit am Radio gehört hatte, ihm als Student begegnet war und der in seiner Nähe, mit Blick auf Schloss Brunegg, lebte. Trotz dieser Nähe wahrt Bitterli Distanz, stösst auf Fakten, die das Monument nicht stürzen, ihm aber einige Kratzer beifügen. Bitterli beginnt da, wo er, wie die meisten seiner Generation, den Professor zuerst wahrgenommen hatte: als Verfasser der Weltchronik von 1940 bis 1947 am Schweizer Radio. Der damalige Aussenminister Pilet-Golaz selber hatte von Salis gebeten, einmal in der Woche einen Kommentar zum Weltgeschehen zu verfassen, vielleicht gerade deshalb, weil von Salis, als Biograph von Bundesrat Motta, dessen Nähe zu Mussolini und zum italienischen Faschismus und dessen Sympathien für Nazideutschland, wie Bitterli vermerkt, unkommentiert gebilligt habe. Diese Haltung behielt von Salis als Radiochronist bei: er brachte in seinen Kommentaren für das Vorgehen der Nationalsozialisten viel Verständnis auf, äusserte kein Wort zur früh einsetzenden Judenverfolgung, ebenso wie er nie die Konzentrationslager und den Holocaust verurteilte, im Gegensatz zu Thomas Mann und Herbert Lüthy. Trotzdem sprach von Salis später von seiner «Partisanentätigkeit im Äther». Mit Bestimmtheit weist Bitterli das zurück, findet den Eindruck von Widerstand unangemessen und streicht die spröde Sachlichkeit der Chronik-Kommentare heraus (die beigelegte CD bringt Kostproben). In wohltuend klarer Chronologie geht Bitterli den Stationen dieses Historiker- und Gelehrtenlebens nach: die Korrespondentenjahre in Paris, die Tätigkeit als Geschichtsprofessor an der ETH, als Verfasser der dreibändigen Weltgeschichte der neuesten Zeit. Gewürdigt wird aber auch sein innenpolitisches Engagement, etwa für den UNO- und EG-Beitritt, seine Tätigkeit als Präsident der Pro Helvetia, sein Wirken als Schweizer Unesco-Vertreter. Bitterli führt den Leser durch ein ereignisreiches Leben, das packt und Bewunderung hervorruft für das, was ein einzelner vermag. Und er fördert Unbekanntes, Überraschendes an den Tag. So etwa die heftige Auseinandersetzung des «liberalkonservativen Professors» mit den «kalten Kriegern» der fünfziger Jahre und sein Verständnis für die Studentenbewegung der sechziger Jahre. Bitterli stellt seine umfangreichen Recherchen in einer anschaulich verständlichen Sprache dar, die Ereignisse souverän ordnet. So entsteht das Bild eines Zeitzeugen und Zeitgenossen, der auch wichtige Kontakte pflegte, unter anderen zu Adenauer, Kreisky und Helmut Schmidt, aber auch zu Schriftstellern. Früh fand er Kontakt zu Rilke, über den er auch ein Buch schrieb, später zu Thomas Mann, bis hin zu Bichsel und Burger, der ihn im «Brenner», sehr zu seinem Missvergnügen, wie Bitterli vermerkt, als Jérôme Castelmur-Bondo portraitiert hat. Aber auch für einen damals Verfemten setzte er sich ein: für Friedrich Glauser. Bitterli bleibt fair, verbirgt Schattenseiten nicht, schlachtet sie aber auch nicht aus und lässt das Bild einer Persönlichkeit entstehen, der niemand die Hochachtung versagen konnte. So vermerkt er, nicht ohne ironischen Unterton, dass bei der Gedenkfeier zum Tod des Professors, 1996, neben Freunden auch Kontrahenten anwesend waren und alle nur rühmende Worte fanden, neidische Professoren, kalte Krieger, Patrioten, denen sein Europäertum missfiel: «*Sie alle waren nun der Meinung, dass ein grosser Schweizer dahingegangen sei.*»

vorgestellt von Urs Faes, Zürich

7 Dinosaurier gehen, Menschen bleiben

Pandemie, neue Influenza, Schweinegrippe – in diesen Zeiten ist schnelles Handeln nötig. Vorbildlich der Zürcher Diogenes-Verlag; flink werfen sie Lukas Hartmanns Roman «Die Seuche» aus dem Jahr 1992 erneut auf den Markt. Nomen est omen. Es geht um die Pest, die im 14. Jahrhundert eine breite Spur des Todes durch die Kantone zog, ganze Täler entvölkerte und anderswo religiösem Wahn zum Aufstieg half. Und es geht – erst parallel, später verwoben – um Aids, das den afrikanischen Kontinent Ende des 20. Jahrhunderts zu entvölkern drohte. Es geht also um ein Wieder-Lesen und Neu-Erschmökern.

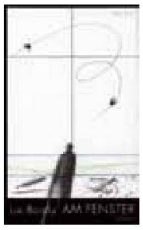
Lukas Hartmann: «Die Seuche». Zürich: Diogenes 2009

Das Wiederlesen ist ebenso ernüchternd wie ermutigend. Die Spezies Mensch war schon oft dem Untergang geweiht, nie darauf vorbereitet, aber immer ist dieser an uns vorbeigegangen. Wenn wir Menschen auch auf wenig sonst stolz sein können – wir sind zähe Kunden auf dieser Erde. Zäher als die verweichlichten Dinosaurier. Pumpen sich theatralisch auf, zwanzig Meter lang, zwölf Tonnen schwer, dann wird's ein bisschen kühler und – zack – alle tot. Nicht mit uns!

Womit wir beim Neu-Erschmökern wären. Die Informationen über Aids in Afrika – geschenkt. Der Agitprop hat seinen Reiz verloren. Was allerdings zeitlos fasziniert, ist der Rhythmus der Erzählung. Fern allen politischen Botschaften lässt sich an der Neuauflage überprüfen: Hartmann hat einen altertümlich anmutenden, dennoch beschwingten Ton für seinen Roman gefunden und hält ihn konsequent durch. Ihm gelingt ein *groove*, der dem auf- und abklingenden Singsang von Pilgern nachempfunden ist und den Leser behutsam, aber stetig in das Geschehen hineinzieht, in die lesenswerte Geschichte der vierzehnjährigen, vereinsamten, verwirrten, vertriebenen, doch von Pestbeulen verschonten und hoffnungsfroh verträumten Vollwaise Hanna.

vorgestellt von Michael Harde, Schalkenbach

8 Durch das Fenster in die Vergangenheit



Luc Bondy: «Am Fenster». Wien: Zsolnay, 2009

Am Ende steht (und so stand es auch schon in Interviews zu lesen), dass Peter Handke der Privatlektor seines Freundes Luc Bondy war, als dieser mit einer schweren Erkrankung in der Klinik lag. Weder der Autor noch sein Lektor konnten (oder wollten) verhindern, dass diese 160 luftig gesetzten Seiten als «Roman» feilgeboten würden; im Text selber ist von «Erzählung», von «Bruchstücken» oder, selbstironisch, von «Anekdoten» die Rede. Ihr autobiographischer Impuls ist unverkennbar, obwohl Treue im Faktischen vorsätzlich zugunsten des «Plausiblen» vermieden wird. Damit widersetzt sich dieses mäandernde, zerstreute und passagenweise anmutig leichte Erzählen dem autobiographisch schnüffelnden Lesen (darin mag die Bezeichnung «Roman» ihre Berechtigung haben).

Am Fenster zu stehen und auf die Zürcher Seminarstrasse oder auf die Stadt zu schauen, evoziert hier keinen Blick für die topographischen Besonderheiten; das zerstreute Hinausschauen des ungefähr 60jährigen Protagonisten ist viel eher ein inneres Sehen. Die Altersangaben dieses «Vegetierenden» («*Wo das Leben aufhört und man nur noch vegetiert, da beginnt vielleicht das Leben*») schwanken ebenso vorsätzlich, wie der Akt der Namengebung bewusst markiert ist: Donatey, so nennen wir diesen älteren Herrn, der ein begnadeter und bekennender Opportunist ist, was schwere Melancholie indes nicht ausschliesst. Dass sein Rückgrat chirurgisch mit einer Eisenstange stabilisiert werden musste, ist eines der brachialsten Ironiesignale dieses Textes.

Seine jetzige Hauptsorge, seine junge Geliebte Seraphine zu verlieren, bestätigt sich am Ende auch, ohne dass wir mit den üblichen Paarquälereien molestiert worden wären. Die Frauen, vorab Mutter Mathild, bilden das Hauptgestirn dieses Lebens, das als ineinander übergehende Konstellationen gezeigt und gleich wieder verwischt wird. Die vielleicht grösste Leistung dieses Buches besteht in der mit einzigartigem Takt evozierten Geschichte der Verfolgung und Vertreibung der jüdischen Eltern aus Deutschland über Belgien, Frankreich und die Schweiz – ebenfalls keine zusammenhängende Geschichte, sondern episodisch gereiht und mit den markierten Lücken des Vergessens und der Erinnerungstäuschung versehen; vor allem aber auch mit dem Schweigen der Opfer.

Der Protagonist, seines Zeichens ehemaliger Mitarbeiter und treu-opportunistischer Diener des weltberühmten, inzwischen verstorbenen Regisseurs Gaspard Nock, löscht zuletzt ohne Lärm die Theaterlichter. Entgegen den kurzen Aufregungen des diesjährigen Salzburger Sommers über das Regietheater, wird hier Regisseur lakonisch unter «Berufe bis 2014» gesucht. *«Das Theater ist tot, weil alle sich darstellen wollen»*, so ein Satz Gaspard Nocks. Ein nicht nur das Theater (be)treffender Befund.

vorgestellt von Karl Wagner, Zürich

9 Manche Bücher darf man nicht einfach so hinnehmen

An ihren Augen sollst du sie erkennen. Diese, gerade von mir erfundene Weisheit war einem Grossmeister der populären Literatur wie Karl May bereits im 19. Jahrhundert bekannt. *«Unter dem schmutzig-blauen Turban blickten zwei kleine, stechende Augen unheimlich hervor»,* wird beispielsweise ein offensichtlicher Schurke in «Durch die Wüste» beschrieben, während es von seinem, gleichfalls wenig Vertrauen erweckenden Kumpan heisst, die Leidenschaften hätten sein Auge umflort.

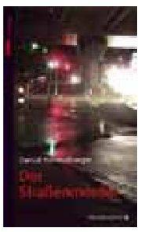
In der zeitgenössischen Literatur scheint diese subtile Methode der Charakterisierung leider ein wenig in Vergessenheit geraten zu sein. Umso mehr freute es mich, in einem just erschienenen Kriminalroman folgenden Satz lesen zu dürfen: *«Nur die stechenden, blauen, klaren Augen verrieten, dass es in Holms arbeitete und dass er mit seinem Leben noch nicht abgeschlossen hatte.»* Diese hinreissend formulierte Beobachtung zeigt, dass wir es mit einem Autor zu tun haben, dessen Erzähltalent auf einer Ebene mit seinem bemerkenswerten psychologischen Feingefühl liegt. Und der Leser weiss schon auf Seite 19: hier schreibt jemand, von dem ich auf keinen Fall einen zweiten Roman lesen will.

Der blauäugige Mann, in dem es arbeitet, ist übrigens der Mörder. Er will sich an jenem Autofahrer rächen, dessen Fahrlässigkeit vor mehr als einem Jahrzehnt den Tod zweier Menschen verursacht hatte. Aber nicht nur der Unglücksfahrer soll sterben, sondern auch die Menschen, denen er seinen Freispruch vor Gericht verdankt, nämlich sein Verteidiger, der psychologische Gutachter und ein gekaufter Zeuge. Die Mordwaffe passt zum Motiv des Täters: er fährt seine Opfer mit einem Ford Mustang über den Haufen.

Dass ich so bereitwillig ausplaudere, was Kommissar Lerch von der Hamburger Kripo erst mühsam herausfinden muss, hat einen simplen Grund. Der Verfasser tut's auch. Und was er nicht verrät, kann man auf der Rückseite von Daniel Himmelbergers Taschenbuchkrimi «Der Strassenmörder» nachlesen. Das wäre alles halb so schlimm, verstünde es der Berner Autor, so etwas wie psychologische Spannung zu erzeugen. Oder gewährte er uns einige irgendwie bemerkenswerte Einblicke in die Ermittlungsarbeit der Polizei. Doch dem ist leider nicht so.

Langatmige Beschreibungen, papierene Dialoge und ein hausbackener Erzählstil sorgen dafür, dass man das Buch nach gefühlten 500 Seiten erleichtert aus der Hand legt, wenn der eine Kriminalist zum anderen sagt: *«Hans, ich glaube, du hast recht. Man darf das Böse nicht einfach so hinnehmen.»*

vorgestellt von Joachim Feldmann, Recklinghausen



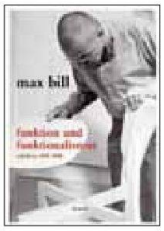
Daniel Himmelberger: «Der Strassenmörder». Pendragon: Bielefeld, 2009

10 / 11 / 12 Unendliche Schleifen, halbe Kugeln – nicht nur

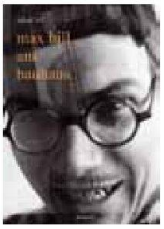
Er wollte Kunstwerke schaffen, die *«auf grund ihrer ureigenen mittel und gesetzmässigkeiten – ohne äusserliche anlehnung an naturerscheinungen oder deren transformierung, also nicht durch abstraktion – entstanden sind.»* Tatsächlich hat Max Bill, dessen 100. Geburtstag 2008 mit retrospektiven Ausstellungen und mehreren Buchveröffentlichungen begangen wurde, eine Kunst vertreten, die auf geometrischen Grundlagen beruht, keine symbolische Bedeutung besitzt und nicht abstrakt im Sinne einer Abstraktion von Vorhandenem ist, sondern Geistiges materialisiert – eine konkrete Kunst. Als Maler, Bildhauer, Architekt, Graphiker und Designer hat Bill, wie kein anderer Künstler seiner Generation, die Ideen und Ideale des Bauhauses in die Nachkriegszeit herübergerettet und die Alltagsästhetik der entstehenden Konsumgesellschaft geprägt.

Zuerst an der Kunstgewerbeschule in Zürich und dann am Dessauer Bauhaus bei Moholy-Nagy, Albers, Kandinsky, Hannes Meyer ausgebildet, erregte er 1936 mit seinem Aufsatz über «konkrete Kunst» Aufsehen. Im selben Jahr wurde Bill mit dem Entwurf des Schweizer Pavillons für die Triennale in Mailand über die Grenzen der Schweiz hinaus berühmt. In den folgenden Jahrzehnten schuf er ein umfangreiches und vielfältiges Œuvre aus Malerei und Skulptur, Plakat- und Buchentwürfen, Produkt- und Landschaftsgestaltung. 1953 wurde er Rektor der legendären Hochschule für Gestaltung in Ulm, wo Max Graf, Peter Disch, Walter Schaer, Margit Staber zu seinen Schülern gehörten.

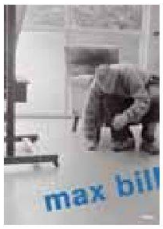
Als Lehrer und Theoretiker, als Mitglied internationaler Jurys und Kommissionen hat Max Bill das Verständnis vom Verhältnis zwischen Kunst und Kunstgewerbe massgeblich geprägt;



Max Bill: «Funktion und Funktionalismus. Schriften 1945–1988», hrsg. v. Jakob Bill. Bern: Benteli, 2008



Jakob Bill: «Max Bill am Bauhaus». Bern: Benteli, 2008



Kunstmuseum Winterthur & Gewerbemuseum Winterthur (Hrsg.): «Max Bill. Aspekte seines Werkes». Sulgen: Niggli, 2008

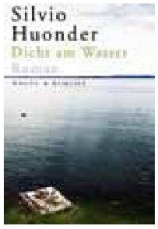
als Künstler hat er die Produktästhetik und die Umweltgestaltung entscheidend beeinflusst. Bis heute sind öffentliche städtische Plätze auch Max-Bill-Orte. In Zürich oder Lugano, in Hamburg oder Frankfurt stösst man auf seine Skulpturen, und auch in der Innenstadt von Teheran stand vor der islamischen Revolution eine Skulptur von ihm; in Jerusalem erinnert noch heute der King-David-Park an seine konsequente Bemühung, Natur in die Stadt zu integrieren.

Die Allgegenwart seiner «endlosen Schleifen» oder «halben Kugeln» banalisiert die reale Bedeutung der künstlerischen und kunstgewerblichen Anstrengung, die sein Werk kennzeichnet. Um so wichtiger war die Retrospektive, die ihm seine Geburtsstadt Winterthur 2008 gewidmet hat: Ausstellung und das Begleitbuch «Max Bill. Aspekte seines Werkes» führen Formstrenge und funktionalistische Gestaltungsprinzipien vor, die ihre Gültigkeit nie eingebüsst haben.

Den theoretischen Kontext dazu liefert der Band «Funktion und Funktionalismus», mit Schriften zur Produkt- und Umweltgestaltung, die sein Sohn Jakob aus dem Nachlass herausgegeben hat. Jakob Bill hat auch den Band «Max Bill am Bauhaus» mit Dokumenten aus der Zeit am Bauhaus herausgegeben, der die Wurzeln von Bills funktionalistischer Ästhetik – und seiner radikalen, vom Baushaus übernommenen Kleinschreibung vorführt. Den unendlichen Schleifen und halben Kugeln begegnet man vielleicht nach der Lektüre mit wiedergeweckter Neugierde.

vorgestellt von Stefana Sabin, Frankfurt a.M.

13 Vorlage für Sonntagskrimi



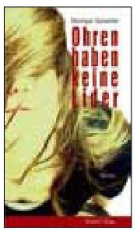
Silvio Huonder: «Dicht am Wasser». Zürich: Nagel & Kimche, 2009

Silvio Huonder ist Schweizer, aber er ist offenbar dem Charme des Berliner Umlands erlegen, kaum besiedelt, reich an Seen und romantischen Wäldern. Dort lebt er nicht nur, dort spielt auch sein neuer Roman «Dicht am Wasser», und der malerische Hintergrund wird so sparsam wie atmosphärisch geschildert. Schliesslich dient er als Magnet für junge stadtflüchtige Familien, die auf dem Land ein gesünderes, authentischeres Leben führen wollen, insbesondere zum Wohl der Kinder. Als jedoch eines verschwindet, der neunjährige Nelson, offenbart sich innerhalb kürzester Zeit die Kluft zwischen Wunschbild und Wirklichkeit. Auch in den schmucken Dörfern rund um den Julesee – mit dem eine dunkle, blutige Legende verbunden ist – herrschen Betrug, Verrat und Vernachlässigung, büssen mitunter Kinder für die Lebenslügen ihrer Eltern.

«Dicht am Wasser» entfaltet, leise und behutsam, ein durchaus packendes Drama, in das mehrere Familien verwickelt sind, und bezieht die Naturkulisse mit ihrem düsteren Legendenflor auf reizvolle Weise ein. Einziger, aber erheblicher Störfaktor ist die eigenartige Handhabung der Erzählperspektive, die das Geschehen plötzlich banalisiert und dem Roman einen Teil seiner poetischen Konzentration raubt. So wird aus einem intensiv dargestellten, kleinen Weltausschnitt ein eher routiniertes Werk, das sich auch als Drehbuchvorlage für den Sonntagskrimi eignen würde.

vorgestellt von Patricia Klobusiczky, Berlin

14 Ob Ohrenlider gut wären?



Monique Schwitter: «Ohren haben keine Lider». Salzburg: Residenz, 2008

Nicht nur ist Monique Schwitter Schauspielerin und im Sprechen geübt, mit ihrem Roman «Ohren haben keine Lider» dreht sie zudem den Spiess um und denkt über das Hören nach. Das Hören schöner Stimmen und Musik, aber auch das Wahrnehmen lästiger Geräusche und Töne ist das Thema ihres Buches. Als Orte der Handlung wählt sie ein Mehrparteienhaus, an einer Zürcher Schnellstrasse gelegen, und das Gerichtsgebäude, in dem jenes Verbrechen begangen wird, das im zweiten Teil verhandelt wird.

Ist das Buch ein Krimi? Nein; denn bis zum zweiten Teil plätschert es eher dahin wie die «Lindenstrasse», mit belanglosen Gestalten, die noch belanglosere Probleme mit sich herumschleppen. Wer sind diese Gestalten? Monique Schwitter stellt jeweils zu Beginn der beiden Teile die auftretenden Figuren vor, wie in einem Filmdrehbuch oder dem Manuskript zu einem Hörspiel. Und sie alle sind charakterisiert durch ihre Stimmen und die Musik, die sie hören. Da ist zum Beispiel die ruhige Agnes Knabenhans, die stets Bikutsi hört und mit dem recht lauten, Thrash Metal hörenden Gerd Bleuler liiert ist. Da ist Conny von Studnitz, die Kinderärztin mit den Hasenzähnen, die am liebsten Salsa hört, der amerikanische Cellist Jeff, der

allabendlich Bruckners nullte Sinfonie in d-Moll auflegt. Und da sind die drei Studenten, mit ihren drei Sisters-of-Mercy-Schallplatten.

So sehr das Hören Thema des Buches ist, so wenig gelingt es Monique Schwitter, Geräusche zu beschreiben, geschweige denn zu poetisieren. Stattdessen werden «es-klingt-so-wie»-Vergleiche herangezogen. Agnes' Stimme klingt wie Casals Interpretation einer Bach-Partita, ein Vergleich, der dazu noch schief ist; denn *«Agnes war immer sanft, sanft fröhlich. Ihre Stimme erhob sie nie»*. Dieses zwar oft witzige, teils jedoch auch belanglose Buch, das sich immer wieder auch an den «werten Leser» direkt wendet, lässt diesen jedoch in einem Zwiespalt zurück: soll er sich nun angesprochen fühlen oder nicht?

vorgestellt von Urs Malte Borsdorf

15 Asentimentale Alpensymphonie

«Man kann alles erzählen, nur nicht sein wirkliches Leben» oder *«Ich möchte erzählen können, ohne irgend etwas dabei zu erfinden»*. So liest man bei Max Frisch, und liest sie immer wieder, diese Werke: «Stiller», «Homo faber», «Mein Name sei Gantenbein», «Montauk», die «Tagebücher» oder «Der Mensch erscheint im Holozän», in denen sich das Erzählen stets aufs Neue erfindet. Was aber liest man vom frühen Frisch? Das «Kleine Tagebuch einer deutschen Reise» von 1935, in dem er dem nationalsozialistischen Deutschland begegnet? Oder den Roman «Jürg Reinhart» von 1934, mit dem für Frisch unwahrscheinlichen Untertitel «Eine sommerliche Schicksalsfahrt»?

Aus der Feder des Architekturstudenten, jungen Schweizer Patrioten und geistigen Landesverteidigers von anno dazumal liegt nun seine 1937 erschienene «Erzählung aus den Bergen» vor, die er später nicht mehr publiziert sehen wollte, obgleich sie den sinnigen Titel trug «Antwort aus der Stille». Vor über zehn Jahren hat Urs Bircher mit seiner Biographie des frühen Frisch («Vom langsamen Wachsen eines Zorns») mit der (vor)lauten These Staub aufgewirbelt, der junge Schriftsteller habe *«zwölf Jahre lang unter dem Druck der nationalsozialistischen Ideologie»* gestanden. Er hätte «Antwort aus der Stille» genauer lesen müssen, so genau zumindest wie Peter von Matt dies in seinem ebenso knappen wie grossartigen Nachwort vorgeführt hat, in dem er zeigt, wie deutlich Frisch in dieser Erzählung «Heroismuskritik» betrieb. Den Hintergrund dieser Liebes- und Alpengeschichte bildet das «europäische Schauspiel» um die Erstdurchsteigung der Eigernordwand, die – entsprechend propagandistisch ausgebeutet – im Sommer 1938 einem deutsch-österreichischen Team gelang. Zuvor gab es tödliche Versteigungen zu beklagen; das Wort von der «Mordwand» ging um.

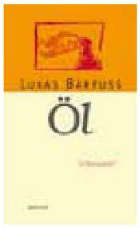
Frisch komponierte aus diesem Material eine asentimentale Alpensymphonie in Prosa mit beinahe tödlichem Ausgang. Der Bergsteiger, ein an seiner Existenz als Lehrer und Leutnant irre werdender «Wanderer», kehrt als Versehrter aus der Wand zurück; er wird dahinleben – mit Barbara wohl, seiner ihm entfremdeten, aber sich um ihn sorgenden Verlobten; wohl nicht mit Irene, einer mit einem Invaliden in Dänemark verheirateten Ausreisserin, der er auf seiner Wanderung zwischen den Welten begegnete und mit der er eine Liebesnacht in höchsten Höhen verbrachte. Das Frisch-Problem Schuld und Gewissen sieht sich schon in dieser Erzählung eindringlich vorgeführt. Es ist auch dann nicht gelöst, als die beiden Frauen um ihren an der Nordwand sich versteigenden Liebhaber bangen und gewissermassen zu Schwestern in Liebesnot werden.

Max Frisch: «Antwort aus der Stille. Eine Erzählung aus den Bergen». Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2009

Dieser Wanderer wollte nicht länger ein Durchschnittsmensch sein, und buchstäblich über sich hinausgehen, und sei es ins Nichts. Er nimmt am Gebirge Mass und lernt auf die Stille hören. *«Es ist, als löse sie alles Denken auf, diese Stille, die über der Welt ist; man hört nur noch sein eigenes Herz, das klopft, oder mitunter den Wind, der in den Ohrmuscheln saust.»* Diese Prosa verdichtet, ohne dass man dies beim Lesen sogleich spürte. Keine Bergromantik kommt auf; die Sprache wirkt so karg wie die hochalpine Vegetation. Und selbst die gesprächige Irene wird angesichts der Gewalt der Berge zunehmend stiller in dieser auf jeder Seite gespannten Atmosphäre. Um dieser Erzählung gerecht zu werden, vergegenwärtige man sich, wie man im Jahre 1937 auf Deutsch geschrieben hat; dann wir man nicht anders können, als dieser Prosa einen verkappten Avantgardismus zu bescheinigen. Versteinern die Herzen vor den Felsen? Verstummt der Mensch vor deren Stille? Oder stillt diese Stille den Gefühlshunger? Ihre Antwort will befragt sein.

vorgestellt von Rüdiger Görner, London

16 All about Eve



Lukas Bärfuss: «Öl. Schauspiel». Göttingen: Wallstein 2009

Ein Zimmer, darin Eva, tyrannisiert von einer unerschütterlichen Aufseherin, die jeden Weg ins Draussen mit dem Hinweis auf die dortigen Gefahren abwehrt: so beginnt Lukas Bärfuss' Theaterstück «Öl». Bald wird klar, dass Eva seit Jahren praktisch gefangen ist. Sie wartet auf ihren Mann, der in irgendeiner Wildnis das Öl sucht, das beide reich machen würde. Die Aufseherin entpuppt sich als Dienstmagd, die von der gedemütigten Eva nach Kräften gedemütigt wird.

Wie Eva in immer neuen Variationen die Angestellte erniedrigt und wie diese in rudimentärem Deutsch doch meist beharrlich Widerstand zu leisten vermag, ist vergnüglich zu lesen und bietet, wie die Uraufführung am Deutschen Theater Berlin zeigte, auch den Schauspielerinnen die Gelegenheit zu brillieren. Wenn der Ölsucher Herbert und sein Ingenieur auftreten, vervielfältigen sich die Kampflinien. Auch die beiden Männer sind aufeinander angewiesen, auch sie hacken aufeinander ein. Zum Kampf um Anteile am erhofften Gewinn tritt dann der um die Frau – wenn nicht sogar die Macht über die Frau auch Verfügung über das Geld bedeutet.

Diese Eva lebt also in keinem Paradies, und es überrascht nicht, dass am Ende, wenn doch noch Öl gefunden ist und Hunderte von Millionen winken, die Flinte zum Einsatz kommt. Das alles ist klug konstruiert und als ins Düstere gewendetes Konversationsstück nicht ohne Unterhaltungswert. Da Bärfuss' Sätze eine hohe gestische Qualität besitzen, ist «Öl» fast durchgängig eine ideale Vorlage für Schauspieler und dürfte darum seinen Weg über die Bühnen machen.

Bärfuss geht es nicht um Psychospielchen in exotischer Umgebung. Das ist einerseits Stärke des Stücks, denn wer mag schon zum tausendsten Male mürrische Familienopfer auf der Bühne sehen. Eva ist zwar alleingelassen – aber sie hat zu begreifen, dass ihr Problem ein gesellschaftliches ist und kein individuelles, dass ihr Herbert nicht als erfolgloser Ölsucher problematisch ist, sondern zerstörerisch als zuletzt erfolgreicher Finder; denn die Bevölkerung des ausgebeuteten Landes wird das Nachsehen haben. Wenn sie am Ende zur Waffe greift, so nicht allein, weil sie die Männer verachtet, sondern weil sie verstanden hat, wie übel deren Tun ist.

Andererseits, als Schwäche des Stücks, kollidiert die Erkenntnis mit der dramatischen Grundsituation. Eva kann in keinen Konflikt geraten, der ihr eine Entwicklung erlauben würde, weil sie von Beginn an isoliert ist. Wie einen Schlangenersatz lässt Bärfuss deshalb ein Alter Ego auftreten, Evas besseres Selbst, das eine Art von Apfel der Erkenntnis präsentiert: dass wir letztlich doch immer zwischen Gut und Böse zu unterscheiden vermögen und all unsere Versuche, zu differenzieren, Ausflüchte vor unserem Wissen sind.

Wenn Eva am Ende schiesst, zerstört sie zwar das Paradies, das ihr der Ölgewinn eröffnet hätte. Doch ist die individuell befreiende Tat absehbar folgenlos, andere werden von dem Öl profitieren. Am Ende steht eine Revolte, keine Revolution. Man kann den Kontrast zwischen politischem Stoff und Innenraumdramaturgie als Schwäche werten; man kann ihn als Symptom begreifen. Begreift man auch mit Eva, dass ein Wirtschaften wie bisher in die Katastrophe führt, so bleibt doch ein gangbarer Weg jenseits vom Mitmachen mit schlechtem Gewissen und ziellosem Dagegen nur schwer erkennbar. Insofern repräsentiert Bärfuss' Stück auf hohem Niveau eine Übergangsgesellschaft, die sich im Ungewissen darüber befindet, welche Barbarei ihr bevorsteht.

vorgestellt von Kai Köhler, Berlin

17 Kein Leben ohne Herrn Blanc

Roman Graf: «Herr Blanc». Zürich: Limmat, 2009

Der 30jährige Schweizer Autor Roman Graf wartet mit einem erstaunlichen Debüt auf. «Herr Blanc» erzählt von einem ebenso rechtschaffenenen wie rechthaberischen Schweizer, der sich selbst so sehr in die Pflicht nimmt, dass er darin gefangen bleibt. Was auf den ersten Blick bekannt und abgegriffen wirkt, erhält hier neue Facetten. Es ist weniger das Thema denn die Sprache selbst, die diese filigrane Prosa steuert.

In einem träge sich verquirlenden und verdichtenden Strom von Beobachtungen und Gedanken charakterisiert Roman Graf seinen Helden. Herr Blanc lebt ein unscheinbares Leben. Er verrichtet seine Arbeit bei den Städtischen Verkehrsbetrieben, zweimal wöchentlich isst er bei Muttern, er trinkt gerne Tee und studiert auf Vaters Wunsch in Cambridge, wo er Heike kennenlernt. Nach dem Tod der fürsorglichen Mutter ist er mit Vreni verheiratet. Heike aber bleibt sein Ideal, mit jedem Jahr weiter in die Ferne der Erinnerung entrückt. Er hält Heike insgeheim die Treue, weil sie, ausserhalb der Zeit, weder

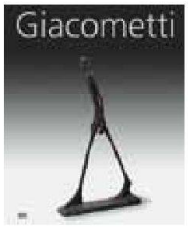
altert noch ärgerliche Gewohnheiten annimmt. Herr Blanc ist ein elender Sophist, der, zwischen Anpassung und Auflehnung schwankend und die Vergangenheit verklärend, jedes Detail akribisch und pedantisch hin und her wendet. Der Autor folgt ihm darin willig. Allerdings überlässt er seinem Helden keinen bequemen inneren Monolog, sondern hält sein Objekt der Beobachtung in distanzierter Er-Rede. Trotzdem bleibt dieses Buch gut und vergnüglich zu lesen. Roman Graf gelingt ein kleines Kunststück, indem er selbst die Oberhand über seinen Helden behält und damit sorgfältig dessen Denkfiguren abzirkelt. Dessen nörglerisches Gemüt verrät auch heitere Seiten, sein *common sense* wirkt beunruhigend normal, gelegentlich sogar souverän. Manchmal könnte man Herrn Blanc fast mögen.

Gerade deshalb erkennen wir in ihm auch uns selbst. Er spiegelt eine kleinbürgerliche Mentalität wieder, die Weltgeltung beansprucht. So hat es auf der ganzen Welt zu sein! Das Beunruhigende daran ist nur, dass Herr Blanc die Ansprüche, die er an andere stellt, für sich selbst nicht zwingend gelten lässt. Die Rechtschaffenheit verengt ihm den Blick, die Herzenssache wird zur Pflicht – und umgekehrt.

Im Titel erinnert Roman Grafs Roman an Paul Valérys «Monsieur Teste». 1925 schrieb Valéry: *«Ich war von dem akuten Leiden Präzision befallen.»* Auch wenn Roman Grafs Text anders funktioniert, verbindet ihn mit jenem die leidenschaftliche Präzision. «Herr Blanc» lässt ein gutbekanntes Sujet differenziert und gekonnt in neuem Licht erscheinen. Die Sprache zwingt die Titelfigur in einen erzählerischen Sog, der sie genauer darstellt als sie sich selbst kennt.

vorgestellt von Beat Mazenauer, Luzern

18 Giacometti-Familienbande



Fondation Beyeler (Hrsg.): «Giacometti». Katalog zur Sonderausstellung in der Fondation Beyeler 2009. Ostfildern: Hatje Cantz, 2009

Format und Gewicht des Katalogs zur Giaocometti-Ausstellung in der Riehener Fondation Beyeler erlauben, ihn zum Lesen in die Hand zu nehmen, ohne sich an einen Tisch setzen zu müssen. Das Schriftformat ist leserfreundlich und die Verweise innerhalb des Bandes klar erkennbar und zuverlässig. Auch ist das Papier haptisch und optisch angenehm, der Hintergrund der gut photographierten Werke perfekt gewählt – nicht alle Verlage achten die Bedürfnisse der Leser auf diese Weise. Das Thema ist, wie in der Ausstellung, die Familie Giacometti als Entwicklungs- und Entfaltungsraum Albertos.

Die künstlerische Arbeit aller, selbst entfernt verwandter Familienmitglieder, insbesondere aber des Vaters Giovanni Giacometti, wird vorgestellt und der wechselseitige Einfluss ohne beeinträchtigende Wertung verdeutlicht. Da sind die Jugendbildnisse Albertos, sowohl vom Vater als auch von ihm selbst geschaffen. Da berührt das sichtbare Wachsen des Selbstbewusstseins, die aufscheinenden Identifikationen, etwa mit der Signatur Albrecht Dürers – man begreift, welchen Wert es gerade für ein Genie haben kann, wenn solche Bedürfnisse nicht durch die Umwelt kompromittiert werden.

Sehr zurückhaltend, man wagt ja nicht zu sagen kastriert, erscheint die Darstellung der immer unbedingten, gierigen und bisweilen gewalttätigen Wirklichkeitsaneignung Albertos, seine eigentliche überwältigende Leistung. Sein absolut gestaltender, grenzenlos herausfordernder Blick, die Werke der nach letzter Substanz suchenden Löwenpranke, bleiben hier sanfte, dem trauten Familienkreis unter dem Gaslicht beigestellte Dingelchen. Allzu rosig, liebenswürdig und entzückend ist alles in dieser Werkbeschreibung, die nach der immer unterstützenden und fördernden Familie hin ausgerichtet ist. Wagt man es einmal, vom Mythos des Künstlers zurückzutreten und das Schicksal des Menschen Alberto zu betrachten, der sich kaum eine ordentliche Wohnung gönnte, wird die Betrachtung seiner Kindheits- und Jugendbildnisse auf einmal herzzerreissend; der früh alternde, von Zweifeln und Gewaltphantasien geplagte Mensch relativiert die Familienidylle zumindest.

Diese Familie hat Alberto von Geburt an als Künstler geprägt, doch eine Form der Selbstsorge oder gar Selbstliebe wurde ihm nicht vermittelt, die hätte verhindern können, dass er sich mit einer unzureichenden Ernährung von gekochten Eiern, Kaffee und Nikotin zugrunderichtete. Hier ist der Katalog zur Zürcher Giacometti-Ausstellung von 2001 als informativer zu betrachten; es wird keineswegs negativ von der Familie Giacometti berichtet, doch ist die Darstellung des Lebens des Künstlers als eines jungen und älterwerdenden Manns differenzierter und realitätsnäher gelungen. Daher ist die Qualität der Reproduktionen und die Erschliessung der Kunst des Vaters Giovanni als der eigentliche Wert der bei Hatje Cantz erschienenen Publikation zur Riehener Ausstellung anzusehen.

vorgestellt von Sabine Kulenkampff, Erlangen